Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ER
Z O

OLLEGE
RY

ST OF

LKER
(1914)

rd College

ks in the Intellectual
ces"

Fichte,

der Mann der Wissenschaft und des Katheders.

Festrede,

gehalten in der Aula der Universität Halle-Wittenberg
am 19. Mai 1862

von

Dr. J. E. Erdmann,
Professor in Halle.

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1862.

o

Fichte,

der Mann der Wissenschaft und des Katheders.

Festrede,

gehalten in der Aula der Universität Halle-Wittenberg
am 19. Mai 1862

von

Dr. J. E. Erdmann,
Professor in Halle.

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1862.

Phil 3246.98

HARVARD COLLEGE
NOV 19 1920
LIBRARY

Walker fund

Hochzuverehrende Versammlung!

Die, leider nicht zu bestreitende, Thatsache, daß bei uns Menschen Wahrheit und Irrthum so verbunden und verwachsen sind, wie jene unglücklichen Zwillingsbrüder, welche vor Jahren der Welt zur Schau geboten wurden, hat neben dem Demüthigen und Niederschlagenden doch auch etwas Ermunterndes, und was zum Troste gereicht. Verbittert sie gleich die Freude an jeder uns mitgetheilten Wahrheit durch die Ungewißheit, wie viel des Irrigen sich auch hier wieder wird hineingemischt haben, so erleichtert sie doch auch und versüßt den Anblick der vielen Irrthümer, welche die Welt beherrschen, durch die Gewißheit, daß keinem derselben nicht mindestens ein Fünkchen von Wahrheit innewohne. Dies aber ist, namentlich wo einem von uns als Irrthum Erkannten ganze Völker, ja ganze Zeiten zufallen, das Einzige was den denkenden Menschen sicher stellt vor der Verzweiflung an dem Siege der Wahrheit, und was ihm das Interesse erhält an einem jeden neuen Gedanken,

der ausgesprochen wird und Anklang findet. Und wäre dieser Gedanke auch einer der, gleich dem zündenden Funken der in das Pulverfaß fiel, zerstörte was felsenfest gestanden hatte, wäre er gleich dem tosenden Strome, der den schützenden Deich zerbrach und die lachenden Fluren mit Schlamm bedeckte, die Sicherheit, daß der Irrthum nur an der Wahrheit vorkommt, läßt den denkenden Menschen herantreten an die Trümmer und die verschlämmten Felder, läßt ihn zusehn ob nicht eine Ader edlen Metalls frei gesprengt ward, und nachsehn, wie viel Goldkörner der aufgehäufte Schlamm enthält. — Zu solchem Goldsuchergeschäft fordert nun ein Gedanke auf der, vor einem Viertheiljahrhundert von einem unsrer schärfsten Denker ausgesprochen, dadurch noch an Bedeutung gewonnen hat, daß, unabhängig von seinem ersten Urheber, nicht minder scharfsinnige Männer jenseits des Canals und jenseits des Weltmeers ganz denselben Fund scheinen gemacht zu haben. Carlyle's Heroënverehrung, Emersons andächtige Bewunderung der typischen Männer, ist, nur in etwas milderer Form, ganz dasselbe, was Strauß als Cultus des Genius an die Stelle der Religion zu setzen versucht hat. Als er mit unbarmherziger Offenheit darauf hinwies, daß unsere Kirchen verfallen und leer stehn, dagegen überall sich Denkmäler großer Männer

erheben, zu deren Einweihung sich Tausende begeisterter Theilnehmer versammeln, daß die Marien- und Apostelfeste nicht mehr gefeiert werden, dagegen ein Gedenktag nach dem andern im Kalender jedes gebildeten Mannes hinzukomme, und als er dies Alles vollkommen in der Ordnung fand, da hat es, als Aufforderung zur Menschenvergötterung, in manchen, namentlich frommen, Gemüthern Zorn und Entsetzen erregt, und mit derselben Empfindung pflegen noch heute Viele vom Cultus des Genius zu sprechen. So erklärlich dies ist, so wird doch mit Zorn und Entsetzen allein Strauß nicht widerlegt, und die Frage bleibt immer noch übrig: hat er nicht am Ende Recht mit dem was er sagte? Was nun zuerst den thatsächlichen Theil seiner Behauptungen betrifft, so scheint diesen die Zeit, welche seit Erfindung jenes Ausdrucks verflossen ist, glänzend gerechtfertigt zu haben. Denn wie viele Gedenktage sind erst seit damals gefeiert? Und mit welcher Begeisterung? Hat man doch schon angefangen, eine solche begeisterte Feier selbst wieder durch einen Gedenktag zu feiern. Und wieder, wie ist erst seitdem die Zahl der ehrenden Denkmäler bei uns gewachsen? und wie wächst er noch immer mehr dieser Wald von Männern aus Eisen und Erz, die uns zum Ersatz dienen für die eisernen und ehernen Männer anderer Zeiten! Gar

nicht zu gedenken der Denkmäler die, wenigstens nach der Ansicht ihrer Urheber, viel dauernder sind als Erz, und die uns in Stand setzen auf die Frage, ob wir große Männer haben? stolz zu erwidern: keine Zeit war reicher daran, denn wir besitzen ganze Bibliotheken voll derselben! Vergleicht man damit die Lauheit, wo es sich darum handelt kirchliche Zwecke auszuführen oder zu fördern, zieht man nur eine Parallele zwischen der Freigebigkeit mancher Regierung bei der Errichtung eines Dichterdenkmals, und ihrer Zaghaftigkeit Mittel zu fordern für die Erhaltung der Landeskirche, so wird man eingestehn müssen: Es ist so, wie Strauß damals behauptet hat. Aber auch in seiner weiteren Behauptung, daß dem so seyn solle wird namentlich das fromme Gemüth nicht bloße Unwahrheit sehen dürfen. Denn so lange gerade von dort her, wo doch für das fromme Gemüth das letzte Wort gesprochen wird, uns zugerufen wird: der Mensch ist zum Ebenbilde Gottes geschaffen, und: wir sind göttlichen Geschlechts, so lange wird auch zugestanden werden müssen, daß wirklich in dem Menschen dann doch aber gewiß in dem genialen nicht minder als in dem genielosen — etwas Göttliches liege, eben jene Gottähnlichkeit, jener göttliche Anhauch oder Odem, vor dem in Ehrfurcht sich beugen den Schöpfer ehren heißt im

Geschöpfe. Wir werden darum Beides zu seinem Rechte kommen lassen, das Entsetzen des frommen Gemüthes vor Menschenvergötterung und jene Verkündigung des göttlichen Geschlechtes aller Menschen, wenn wir auch in den Straußischen Irrthümern solche sehn, die sich der Wahrheit anheften, und wenn wir in dem Heroën- und Genius-Cultus ein gesundes Element anerkennen, welches auf das Gottgleiche und Gottähnliche im Menschen geht, und ein krankhaftes, wo der irdische Staub, jener dem göttlichen Odem anhaftende Erdenklos, Gegenstand der Verehrung ist. — Das Gottähnliche, Gottgleiche. Was aber kann in dem Menschen Gott gleich seyn oder auch nur ähnlich? Ihm, dem Ewigen und Einzigen? Natürlich nur das, was auch in dem Menschen ewig ist, unwandelbar und unvergänglich, und den Gegensatz bildet zu allem Vergänglichen und Zufälligen und eben so nur das, was auch in ihm den Character der Einzigkeit hat und Unwiederholbarkeit, das, welches, weil es sein ausschließliches Eigenthum ist, seine Eigenthümlichkeit genannt wird, und im Gegensatz steht zu dem auch sonst Vorkommenden, Gewöhnlichen, Gemeinen. Dies Beides vereinigt sich in dem, was wir das eigentliche Wesen eines Menschen nennen. Wir setzen dasselbe seiner Erscheinung entgegen, weil diese das Wech-

selnde an ihm ist, weil die einzelnen Seiten derselben durch verschiedene Verhältnisse zur Außenwelt bedingt, durch verschiedene Einwirkungen derselben hervorgerufen und also dem Erscheinenden zufällig sind, und weil sie Vieles zeigt worin er Anderen gleicht. Das Wesen des Menschen würde sich also zu seiner Erscheinung so verhalten, wie das, was wir die Seele oder den Ausdruck eines Antlitzes nennen, zu den wechselnden Bewegungen der Gesichtsmuskeln, welche unter sich einen Gegensatz bilden, unvereinbar seyn, können, während jener unveränderliche Ausdruck sich mit ihnen verträgt, das Gesicht ist, das Einer hat und behält, er möge nun ein Gesicht machen, welches er wolle. Dieses ewige Wesen des Menschen, welches ihn zu diesem einen, nie wieder vorkommenden Spiegel der Gottheit macht, gibt ihm nun auch darin Gottähnlichkeit, daß aus ihm, als dem eigentlichen Ur- und Springquell, Bleibendes, Dauerndes hervorgeht, das nur er hervorzubringen vermochte. Je reicher sein Wesen, desto größer diese der schöpferischen-ähnliche Productivität, oder Genialität, je weniger es Inhalt hat, desto genieloser und gewöhnlicher ist er, desto mehr ist er eine bloße Erscheinung, gehört zu den Gemeinen, bildet einen Bestandtheil nur der Masse, und Alles was er thut bleibt wirkungslos. Wen nun jenes Gött-

liche im Menschen mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllt. jenes Unveränderliche stetig und mächtig Fortwirkende, in dem ist der Cultus des Genius gerechtfertigt und gesund, wer aber das ungöttliche Menschliche, den Staub und das Irdische, das auch dem Genie anhaftet, verehrt, bei dem ist jener Cultus Götzendienst. — Da in dem Momente des Geschehens, sowol das was dauern wird als auch das Vergängliche und Vorübergehende gleich sehr Daseyn oder Existenz hat, so ist es nicht überall leicht beides zu unterscheiden. Darum ist die Gefahr, anstatt des Schöpfers im Geschöpf den nichtigen Staub und Schein anzubeten, viel größer bei der Ehrfurcht, die wir einem Zeitgenossen zollen, als wo zwischen uns und dem Gefeierten ein Jahrhundert liegt, welches das Vergängliche wegwusch, dem Ewigen aber das Siegel des Bestehens aufdrückte. Die Zuversicht der Edelsten, daß die Nachwelt ihren Werth richtiger würdigen werde als die Mitwelt, gründet sich darauf. Ganz sicher sind aber auch die, welche eine Säcularfeier begehen, nicht, daß ihnen nicht ein Stückchen glänzender Schlacke auf dem Festaltar als edles Metall erscheine, ja vielleicht gar als der Prometheische Funke, der in dem Gefeierten lebte und wirkte. Zu entscheiden ob dies geschah, dazu kann das bisher Gesagte dienen. Indem sich nämlich daraus

ableiten läßt, warum und wie die gesunde Verehrung menschlicher Größe und der Götzendienst den man mit ihr treibt, eine ganz verschiedene Auffassung des Gefeierten und eine ganz verschiedene Rückwirkung auf die Feiernden zeigen müssen, kann diese letztere Verschiedenheit uns Fingerzeige geben, wie jene beiden zu erkennen sind und zu unterscheiden: Glich das Irdische an dem Menschen, das wir seine Erscheinung nannten, den wechselnden Bewegungen des Antlitzes, die sich gegenseitig ausschließen, jenen Gesichtern die der Mensch macht, wo wenn er eines macht alle andern ausgeschlossen bleiben, so wird, wer sich an dieses hält mit seiner Bewunderung, nur eine Seite der Erscheinung festhalten, alle anderen aber, die damit nicht übereinstimmen vergessen, oder, wo er daran erinnert wird, ableugnen. Anders der, dessen verehrender Blick auf dem Wesen ruht, das, je reicher es ist um so mehr, vermag die mannigfachsten Gegensätze zu binden, wie der reichste und fruchtbarste Boden die mannigfachsten Blumen zu tragen. Er wird, wo er seines Helden gedenkt, nichts zu verhehlen haben, denn er ehrt ihn in seiner Ganzheit. Und wieder, weil das was ihn übermannt, jenes Einzige, nirgends und nie wieder Vorkommende ist, deswegen fühlt er sich in dem Anschauen seines Helden erhoben, das heißt — da eine Erhebung nur von ei-

nem tieferen Stande aus möglich ist — seine Bewunderung ist eine demüthige Hingabe, ist jener verzeihliche Neid, der da ausruft: o hätte ich Etwas von deiner Fülle! wäre ich dir gleich! Ganz anders dagegen der, welcher das bewundert, was sein Heros mit Allen gemein hat, namentlich mit ihm selber. Sein Hauptgenuß bei einer solchen Feier ist das hochmüthige Gefühl, daß dieser große Mann ganz Seines Gleichen ist, so daß jede Ehre die demselben angethan wird auf ihn, den Feiernden zurückfällt. Feiert darum der Eine an seinem Helden wirklich ihn, und ihn ganz, so der Andere nur sich selbst, und an dem Gefeierten nur Einiges. Was nicht dazu paßt, tadelt er nicht etwa, nein er leugnet es ab.

Der Veranlassung, zwischen berechtigter und götzendienerischer Bewunderung eines Genius zu unterscheiden, haben wir am heutigen Tage genug. Die Aufforderung, den Tag zu feiern, wo vor hundert Jahren Johann Gottlieb Fichte geboren wurde, der Bandwirkersohn, in dem zum zweiten Male, wie zweihundert Jahre früher in dem Hirtenknaben zum ersten, die Lausitz gezeigt hat, daß sie vermöge einen philosophus teutonicus hervorzubringen, diese Aufforderung ist, ich weiß nicht ob zuerst gewiß aber am lautesten, in Kreisen ausgesprochen, welche der Universität fern stehn. Die

Tagesblätter, denen — aus innerer Verwandtschaft vermuthlich — als Haupt-Männer immer die gelten, die sich am lautesten machen, haben daher nicht ermangelt zu erzählen, dem Beschlusse dieses oder jenes Vereins habe sich jetzt auch eine Universität, und dann wieder eine, und jetzt noch eine angeschlossen. Die Universitäten werden gegen diese Neben- und Beiordnung so wenig protestiren, wie der Eichbaum, wenn er im Frühjahr ausschlägt und ihm nachgesagt wird, er folge dem Beispiele des Gänseblümchens. Oder vielmehr, sie werden gerade so protestiren, wie der Eichbaum, welcher grünt und wächst und Saamen trägt, wenn von hundert auf einander folgenden Generationen von Gänseblumen nicht mehr die Rede ist. Sehe man in einem solchen Vergleich kein Uebermaaß eines sich absondernden Stolzes, der uns nicht zieme. Er ziemt uns wohl; uns die wir wissen was wir verehren Solchen gegenüber, welche nicht wissen was sie anbeten. Es ziemt gerade an einem solchen Tage wie dem heutigen, daß wir uns streng absondern von Kreisen, in denen ein nicht kleiner Bruchtheil, als der Vorschlag zu solcher Feier gemacht war, ja als man sich schon für dieselbe begeistert hatte, Freunde und Gevatter gefragt haben mag: Wer war denn dieser Fichte? von Kreisen, in denen die Allermeisten auch nie nur eine Zeile

von Fichte gelesen haben, die Wenigen aber, welche ihn lasen auf die Frage, ob sie ihn auch verstanden haben, vielleicht auch ganz erstaunt, wie einst jener Schulknabe auf dieselbe Frage, antworten würden: Wie denn nicht? es ist ja deutsch. Diesen nun, welche aus dem angedeuteten Grunde sich kein Bild von Fichte entwerfen, eben darum sich selbst für ihn nicht begeistern konnten, und also dies Geschäft Anderen übertragen mußten, was haben ihnen diese Anderen für ein Bild von jenem Manne vorgeführt, um sie zu begeistern und zu entzünden? Hören wir den Einen, so ist bei dem nur von Fichtes religiöser Freisinnigkeit die Rede, in Folge der, pfäffische Umtriebe ihn als Atheisten von Jena vertrieben, Finsterlinge ihm die Niederlassung wo anders erschwerten, bis er endlich Ruhe und Unterkommen in dem Staate fand, wo seit dem großen Könige jeder nach seiner Façon selig werden darf. So etwas zündet. Denn da denken die Hörer: Gerade wie ich! Oder, wenn sie bescheidner sind: Ganz wie der und der, welcher ja auch wegen seiner Freisinnigkeit seine Stelle verlor. Da meinen sie nun, sich für Fichte zu exaltiren, und im Grunde gilt ihr Enthusiasmus nur ihnen selbst, ihrer Freundschaft zum Licht und ihrer Toleranz, diesem Triumphe religiöser Freisinnigkeit. Freilich würde diese Flamme der Be-

geisterung bei Manchem dieser guten Freisinnigen etwas gedämpft werden, wenn er hörte, daß dieser aufgeklärte Mann allabendlich Frau, Kind und Hausgesinde zu einer Abendandacht versammelte, in der ein Choral gesungen und aus der Bibel gelesen wurde. Ja was würden die Toleranten erst sagen, wenn sie in Fichte's von Freiheitsfreunden so viel gepriesener Schrift über die französische Revolution (WW. Bd. 6. pg. 150.) läsen, daß er als das allereinzige Mittel zur bürgerlichen Gleichstellung der Juden dies angibt: man solle — es ist etwas heroisch — ihnen allen die Köpfe abschneiden und neue aufsetzen, in denen keine einzige jüdische Idee Platz habe, oder auch wenn sie fänden, daß wo er seinen Idealstaat, die Republik der Deutschen im zwei und zwanzigsten Jahrhundert, schildert, (WW. Bd. 7. p. 530 ff.) in diesem Staate gar keine Juden sondern nur Christen leben, ja nur solche geduldet werden, welche an die Unsterblichkeit glauben? Dergleichen ward aber den exaltirten Freunden des Lichts, die heute Fichte als Einen von ihres Gleichen feiern, nicht erzählt. — Hören wir einen Anderen, so ist dies an Fichte das Große, daß er allein unter den Denkern ein Held war, bei dem der frische Muth nicht erscheint durch des Gedankens Bläße angekränkelt, der eben darum rücksichtslos

obgleich er gewußt habe, daß ihm das sein Amt kosten werde, der Weimarischen Regierung entgegen getreten sey, ohne alles Schwanken und Besinnen dem, einmal für Recht Erkannten, Alles geopfert habe. Freilich, daß Fichte nachdem die Entlassung erfolgt ist, an einen Geheimen Rath einen Brief schreibt, in dem er sagt, man habe seine nur bedingte Androhung eines Entlassungsgesuches mißverstanden, als man sie für ein unbedingtes nahm (s. Fichte's Leben 2te Aufl. II, p. 96.), wenn er noch später sich dieses seines Briefes schämt, und sich damit entschuldigt er sey ihm abgequält, nur seine Hand habe ihn geschrieben, der dictirende Geist sey ein andrer gewesen u. s. w. (Ebendas. p. 305. 365.), so scheint dies nicht zu passen zu dem, was sich sein Lobredner unter einem Helden unter den Denkern vorstellt, er übergeht es also mit Stillschweigen. Wozu auch es erwähnen? Es handelte sich ja nur darum, der Masse wieder einen neuen Götzen zu bieten; und da wäre es unklug, den Gedanken aufkommen zu lassen, daß einem Solchen auch etwas Menschliches begegnen könne. — Hören wir endlich die, welche heute am Lautesten declamiren, so ist Fichte der Philosoph, der immer das Banner der deutschen Nationalität hoch gehalten hat, und darin eben andere große Denker beschäme, die, sey es aus innerer Wesensver-

wandtschaft, sey es weil sie sich der durch ihn erlangten Souverainetät deutscher Staaten freuten, sogar den Kaiser Napoleon bewundern. Dagegen soll Fichte's lebenslänglicher Franzosenhaß, sollen seine Reden an die deutsche Nation, dieser Ruf zu den Waffen während die Franzosen noch Berlin besetzt hielten, soll seine berühmte Characteristik Bonaparte's, ihn zum Manne des Volks machen, was jene nicht seyen. Mit dem Franzosenhasse stimmt nun nicht recht zusammen, daß als Mainz an die Franzosen abgetreten war, Fichte ganz ernstlich daran denkt (s. Leben Fichte's 2te Aufl. I. p. 299 ff.), seine Wirksamkeit in Jena mit einer in Mainz zu vertauschen und einigen Collegen zuredet ein Gleiches zu thun, oder auch noch einige Jahre später nur von der Uebermacht der Franzosen in Europa den Sieg der Denkfreiheit erwartet (Ebend. II. p. 257.). Dazu ferner, daß die Reden an die deutsche Nation ein Aufruf zu den Waffen genannt werden, paßt nicht recht, daß darin ausdrücklich den Deutschen gesagt wird, sie seyen dazu nicht fähig, und den Franzosen, daß mindestens eine Generation darüber hingehen müsse, ehe die Deutschen es werden könnten (WW. Bd. 7. p. 399.). Endlich wenn heut zu Tage immer die berühmte Characteristik Bonaparte's mit den Reden zusammen erwähnt wird, so vergißt man, daß

jene sechs Jahre später gegeben wurde, als die Reden gehalten sind, daß aber in diesen Fichte ausdrücklich sagt, durch die Thatsache, daß er sie halte, erkenne er an und preise die Größe des Gewalthabers, unter dem man das dürfe (WW. Bd. 7. p. 457. 458.). Von diesem Allen ist heute schwerlich dort die Rede wo, nachdem Fichte's Tapferkeit mit der an der Katzbach und bei Belle Alliance verglichen worden, mancher exaltirte Zuhörer die Versammlung mit dem erhebenden Bewußtseyn verläßt: Wir beide, der Fichte und ich, sind doch wahre Blücher. Wie tapfer donnerten wir doch, er gegen den Bonaparte, ich gegen diesen oder jenen Minister! —

So also Jene. Wir aber, wenn wir heute an so Vieles erinnern, was Jene zu vergessen pflegen, thun wir dies etwa, um Flecken in das Heldenantlitz zu bringen? Ganz im Gegentheil, wir thun es weil wir nicht wollen, daß uns, anstatt eines Antlitzes, das wir kennen und lieben, ein Zerrbild gegeben werde. Zerrbilder entstehen nämlich nur dadurch, daß ein Zug oder ein Theil des Antlitzes so hervorgehoben wird, daß dadurch andere verdrängt werden, kein Raum mehr für dieselben bleibt. Wir verlangen nicht von dem Darsteller eines Menschen, sey er es nun mit dem Pinsel, sey er es mit der Feder, daß er jeden Flecken und jede

Runzel wieder gebe. Um dies nicht zu thun, dazu wissen wir auch noch genug davon, was ein Kunstwerk seyn soll und was Idealisiren heißt. Wir gestatten nicht nur, nein wir fordern, daß der Darsteller eines Menschen den Schmutz den Verfassern von Denkwürdigkeiten und Tagebüchern überlasse. Er lasse darum das Entstellende weg, thut er aber mehr, schildert er seinen Helden so, daß Thatsächliches mit seiner Schilderung unvereinbar, nach derselben unmöglich ist, dann ist er nicht mehr der idealisirende Künstler sondern gab ein lügenhaftes Zerrbild, dann gab er nicht wie ein Raphael das wahre Gesicht wieder, welches uns so bekannt anspricht und so seelenvoll, sondern er glich dem Lustigmacher, der die Gesichter die Einer macht, geschickt nachzumachen, nachzuschneiden, vermag. Darum sind alle jene Schilderungen Fichte's, durch welche heute die geistlose, Fichte nicht begreifende Masse electrisirt werden soll, Frazzen, in denen nur eine Seite seiner Erscheinung hervorgehoben wird. Die Bewunderung aber, die dadurch hervorgerufen wird, ist selbst eine frazzenhafte, ist eben jenes götzendienerische Vergessen des Schöpfers über das Geschöpf.

Wollen wir nun jenen, zu Zerrbildern fixirten, einzelnen Seiten nicht auch nur eine andere Seite, und also ein neues Zerrbild, entgegenstellen,

sondern das wahre Antlitz, den ganzen und wahren Fichte, so werden wir nach dem in ihm zu suchen haben, was durch keinen Wechsel der Erscheinungen berührt wird, nach dem Unwandelbaren und Ewigen, welches dasselbe war dort, wo er in französische Dienste treten wollte und da, wo er nur den Deutschen Character und Menschenwürde zugesteht, sowol dort wo er Napoleons Größe anerkennt als auch da wo er in ihm, diesem undankbaren Mörder seiner Mutter, der Revolution, die Verkörperung der Schlechtigkeit und Selbstsucht unserer Zeit sieht. Forschen wir darnach, so finden wir Eins, das nie in ihm gewechselt hat noch gewankt, das ist der unersättliche Durst nach Wahrheit. Wahr gegen sich selbst finden wir schon den siebenjährigen Knaben, der sich eingesteht, das Lesen des Gehörnten Siegfried hindere ihn am Lernen, wie er aber sey gebe es nur ein Mittel, die unwiderstehliche Lust zu lesen unschädlich zu machen: durch Vernichtung des Buchs sich der Versuchung zu entziehn. Und eben so finden wir ihn durch sein ganzes Leben hindurch, wo er jedem Gefühl mißtraut, und wäre es das heiligste, so lange es nicht zur klaren Einsicht erhoben ward. Gern nennt sich der gereifte Mann einen Priester der Wahrheit, denn wirklich ist sie seine Göttin, und kühn spricht er es aus: Und wenn die Erlö-

sung der Welt davon abhinge, daß ich mein Wort breche, so werde ich es halten. Ist die Erhebung zur Wahrheit: Denken, ihr Besitz: Wissen, Wissenschaft, so gibt es für ihn nichts höheres als sie beide, darum nennt er das Wissen das Absolute, d. h. das worüber nichts hinausgeht, und fordert, daß der Mensch das Absolute nicht bloß habe, sondern sey, d. h. daß das Wissen in ihm Leben, persönlich, werde. In wem dies Statt hat, der ist was Fichte den Gelehrten nennt, in dem er eben darum die Spitze der Welt sieht, wie er denn auch als Ziel aller staatlichen Entwicklung den Zustand ansieht, wo der Gelehrteste Regent wäre, ein Gedanke der uns nicht nur in seiner ersten Jenaer Vorlesung begegnet, sondern eben so in seiner letzten Berliner, so wie in fast allen die zwischen jenem Ausgangs- und diesem Schlußpunkte liegen. — Wahrheit aber, Denken, Wissen, Wissenschaft, und eben so endlich das Wort Gelehrter, bekommt bei Fichte eine ganz andere Bedeutung als diese Worte sonst haben. Eine höhere müssen wir sagen, weil die gewöhnliche hier gleichsam in eine höhere Potenz erhoben wird. Wenn nämlich sonst unter Wahrheit verstanden wird die Uebereinstimmung unseres Gedankens mit der Beschaffenheit des gedachten Gegenstandes, unter Denken und Wissen der Wahrheit das Suchen und

Finden dieser Uebereinstimmung, so daß ich also behaupte, die Wahrheit zu wissen, wenn ich den blauen Himmel blau weiß, so will Fichte diesen Sprachgebrauch dem gewöhnlichen, oder wie er es nennt dem gemeinen, Leben gar nicht verwehren. Er aber wirft sich eine Frage auf, an welche das gemeine Leben nicht denkt, die ihm gar nicht einfällt, nämlich: stimmt wohl jene Uebereinstimmung (also die Wahrheit des gemeinen Lebens) selbst wieder mit einem Anderen überein? mit dem nämlich, was neben und über dem Ich welches sieht und weiß daß der Himmel blau ist, in allen Ichs als das gemeinschaftliche oder reine Ich, als die Vernunft lebt? diese zweite, höhere Uebereinstimmung, wäre dann eine Wahrheit höheren Grades. Daß es wahr ist im gemeinen Sinne des Worts, daß der Himmel blau ist, das erlebe ich indem ich es sehe, eben so daß es wahr ist daß man nicht stehlen müsse, erlebe ich gleichfalls, indem mir die Gesetze oder mein Gewissen dies verbieten. Ob es aber mit der Vernunft übereinstimmt, daß ich den Himmel blau sehe, ob es vernunftgemäß ist daß Gesetze und Gewissen den Diebstahl verbieten, ob, anders ausgedrückt, beides welches ist, auch seyn soll? das ist eine ganz andere Frage die durch jenes Erleben nicht beantwortet wird. Zu ihrer Beantwortung ist nö-

thig, daß ich jenes mein durch Erleben Wissen, selbst zum Gegenstand meines Denkens und Wissens mache; jene Uebereinstimmung mit der Vernunft, jene Wahrheit höheren Grades, wird also bloß erkannt durch ein Wissen vom Wissen, dessen System Fichte sehr treffend als Wissenschaftslehre oder Wissenschaft vom Wissen bezeichnete. Als er mit diesem Ausdruck nicht durchdrang, kehrte er zu dem längst gebräuchlichen: Philosophie, zurück, und stellte nun dem gewöhnlichen Wissen, als dem historischen, dieses Wissen vom Wissen als philosophisches entgegen. Das Verhältniß beider hat er früh und sehr treffend mit dem verglichen, das zwischen dem Leben Statt findet und der Wissenschaft vom Leben, also dem was wir Physiologie, Biologie zu nennen pflegen. Weil dies ihr Verhältniß, deswegen wird er nicht müde, vor der Vermischung zweier ganz verschiedenen Gebiete zu warnen. Immerfort verbittet er sichs, daß in der Wissenschaftslehre Argumente gebraucht werden, die für das Leben ausreichen. Mit Recht, denn wir Alle würden es unwissenschaftlich, ja barbarisch, nennen wenn ein Physiolog, der uns irgend einen Lebensvorgang erklären soll, dies geleistet zu haben vermeinte, wenn er uns den Prozeß vormachte. Umgekehrt spottet Fichte derer, welche die Philosophie in das Leben

einführen, dieses durch sie umgestalten wollen. Abermals mit Recht, denn das Leben bleibt was es ist, die physiologischen Theorien mögen seyn welche sie wollen, und es wird nicht anders seyn als heute, auch wenn die wahre Physiologie wird gefunden seyn. Nur dieses philosophische Wissen mit seinem Zweck in sich selber, hat Fichte im Sinn, wenn er mit solcher Hochachtung vom Gelehrten, d. h. vom Wissenden spricht. Alles historische Wissen macht nicht dazu, sondern nur die Einsicht in die Vernünftigkeit des historisch Gewußten. — Wo diese Einsicht erlangt ist, wo erkannt ist daß was uns gewiß auch vernünftig ist, daß was da ist auch seyn soll, da erhält durch dieses bestätigende Zeugniß die Gewißheit erst ein Recht, sich Ueberzeugung zu nennen. Darum in dem Urheber der Wissenschaftslehre dieses Bestreben, Alles zu deduciren, d. h. nicht als bloß Gewußtes, sondern als vernünftiger Weise zu Wissendes, darzustellen, darum eben auch dies felsenfeste Vertrauen auf die Deduction. Man hat geschaudert vor der Vermessenheit, daß Fichte manchmal einer Deduction die Versicherung hinzufügt: Ich will ewiglich verdammt seyn, wenn ich jemals anders denke. Den Schaudernden hat Fichte geantwortet: sie hätten gar keine Ahndung davon, was Ueberzeugung sey. Er hat Recht; sie dachten bloß an

Ansichten, und da es allerdings ein Frevel wäre, deswegen, weil meine Ansicht des Himmels ihn mir blau zeigt, mich zu vermessen: ich würde ihn immer blau sehn, da eine Gelbsucht dazwischen kommen und ihn für mich grün färben kann, so meinten sie, Fichte könne seiner Sache nicht sicher seyn, da die Ansichten ja wechseln. Er aber war der seinigen gerade so sicher, wie der Mathematiker wenn er verspricht bis in alle Ewigkeit daran zu halten, daß Diagonale und Seite des Quadrats incommensurabel sind. Dies steht nämlich, und eben so das Deducirte, über den Ansichten, weil es Dictat nicht des Ichs ist, dessen Ansichten wechseln, sondern des unveränderlichen, reinen, Ichs, der Vernunft. Dieses unerschütterliche Vertrauen auf die Macht der Vernunft und der Deduction, eine Folge davon daß in ihm jenes Wissen persönlich geworden war, das ist der unveränderliche Kernpunkt in Fichte, das der Pol, auf den die Nadel seines Wesens ohne alle Schwankungen hinweist; der Durst zu wissen um zu wissen ist das, was unveränderlich geblieben ist, Zeiten und Ansichten mochten noch so sehr wechseln. Fichte hat über Franzosenthum, über Nationalität überhaupt, zu verschiedenen Zeiten verschieden gedacht; seine Ansichten über die staatliche Zersplitterung und eine etwanige staatliche Einheit Deutschlands waren nicht zu allen Zeiten gleich,

sie waren sogar in manchen Zeiten schwankend; er hat endlich in mancher Zeit zu viel von seinen Zeitgenossen erwartet, in einer anderen haben sie ihn zu sehr angeekelt, — er ist aber immer Fichte gewesen. Denke man ihn sich aber nur einen einzigen Augenblick irre geworden an der siegreichen Kraft der Wahrheit, an der Würde des Wissens, an der Allgewalt der Deduction, und er ist nicht mehr Er. Dies ist das Ewige, dies darum auch das ewig Wirkende in ihm; wie zu seinen Zeitgenossen so spricht auch zu uns und so wird fortwährend zu Allen, die Sinn haben für ernste Forschung, aus seinen vollendetsten Werken, den Darstellungen der Wissenschaftslehre und der Sittenlehre, jene Ehrfurcht vor der Macht des Wissens sprechen, in der er keine Mühe scheut, wo er bis auf die letzten Gründe zurückgeht, und keinen Spott fürchtet, wo er die letzten Folgerungen zieht, Eigenthümlichkeiten welche das Studium der Wissenschaftslehre in seiner Wirkung dem eines stärkenden Bades vergleichbar machen. Ihn aber, die Verkörperung der Wissenschaftslehre, zu feiern, das ziemt vor Allen uns als einer wissenschaftlichen Anstalt, und wo wir dies an ihm preisen, werden wir die oben angegebene Wirkung des gesunden Genius-Cultus an uns erfahren. Nicht uns überheben werden wir, noch ihn herabziehn

in unsere Zeit der Halbheiten und Compromisse, der schwächlichen Skepsis und des mattherzigen Eklekticismus, sondern wir werden ihn ehren wie er es verdient, indem wir bewundernd zu ihm hinaufblicken.

In dem unwandelbaren Eifer für Wahrheit, in dem Leben ganz für sie und für das Wissen, steht Fichte glücklicher Weise nicht allein. Wenn wir auch nur an seinen Vorgänger und Meister, Kant, denken, so hat dieser wahrlich nicht Grund sich beschämt vor seinem Nachfolger zu beugen, auch ist eben darum die nachhaltige Wirkung der Kritik der Vernunft noch bedeutender als die der Wissenschaftslehre. Zu dem aber, was wir das Wesen und den eigentlichen Genius eines Mannes nennen, gehörte zweitens jenes Eigenthümliche, was nur sein, worin keiner sonst ihm gleich ist. Worin wird nun dieses bei Fichte zu setzen seyn, wenn wir ihn mit anderen Heroen des Wissens, also etwa mit Kant, vergleichen? Ich meine, es liegt in dem Drange, Alles was in ihm lebt, sogleich mitzutheilen und zwar mitzutheilen in lebendiger, mündlicher, Rede. Der schon als Knabe dadurch Aufsehn erregt, ja seinem Schicksal eine ganz neue Wendung gibt, daß er angehörte Predigten mit solchem Feuer zu recitiren vermag, behält dies (hier noch äußerliche) oratorische Talent und die Neigung zur

Ausbildung desselben durch sein ganzes Leben. Dem Jüngling ist nach vollbrachten Studien Predigen höchste Lust und höchster Stolz. Gegen Ende der Jünglingsjahre will er in der Schweiz eine Rednerschule einrichten, und in dem entworfenen Programm erbietet er sich, seine Fähigkeit dazu, in einer öffentlich gehaltenen Rede darzuthun. Noch als Dreißigjährigen sehen wir ihn Stunden in der Declamation nehmen, und noch später hören wir ihn klagen, das Publicum verstehe was er geschrieben nicht, weil es nicht gehörig zu declamiren verstehe. Eine seiner ersten Schriften, selbst eine Rede, fordert unter dem Namen der Denkfreiheit vor Allem die Redefreiheit, als sey beides ganz dasselbe, und als bedürfe es zwischen beiden Forderungen keines Vermittelungsgliedes. Der als Jüngling als seinen eigentlichen Wirkungskreis die Kanzel ansah, will noch als älterer Mann zu zweien Malen das Heer, wenn es seyn muß als geistlicher lieber aber als weltlicher, Redner begleiten. Kant ist ein einsamer Denker; die Gedanken die in ihm aufgehn läßt er Jahre lang in sich reifen, ohne sie Einem mitzutheilen, legt sie dann, wo sie sich abgerundet hatten in Büchern nieder, denen er Leser wünscht; nach philosophischen Gesprächen und mündlichen Expectorationen sehnt er sich nicht. Anders Fichte: Indem der Gedanke in ihm

wird, ist er auch ausgesprochen. Man hört es dem Klange seiner Sätze an, daß ehe oder während er sie schrieb, dieselben laut gesprochen wurden; man fühlt es an ihrem warmen Ton, daß er zu Hörern spricht, die er zum Verständniß zwingen will. Dieser Unterschied der, unter Anderem, Kant dagegen protestiren läßt daß man zwischen Buchstaben und Geist seiner Lehre unterscheide, während Fichte sagt, man solle, auch bei seinen allerstrengsten Entwicklungen, sich gar nicht an seine Worte halten, sondern weiter lesen bis seine Totalanschauung in uns entstehe, dieser ist es der den auf Kants einsamen Wegen einsam fortschreitenden Schopenhauer behaupten läßt, Fichte sey gar kein Philosoph sondern ein Rhetor, während in unserer phrasenreichen Zeit Mancher gerade deswegen geneigt ist, Fichte sogar über Kant zu stellen. — Wo aber dies Beides gegeben ist, brennender, nie ermattender Eifer für das Wissen, und unauslöschlicher Drang nach Mittheilung in mündlicher Rede, da ist auch die Bestimmung genau vorgezeichnet, und nur ein Beruf als der zu erwählende fest bestimmt: es ist der Beruf des Lehrers. Dies aber ist Fichte so sehr gewesen, wie kaum Einer. Nicht leicht bestätigt Einer so sehr, wie er, den Satz: daß wir durch Lehren lernen. Ist er doch selbst mit der Kantischen Philosophie bekannt und vertraut geworden

nur dadurch, daß er Unterricht in ihr zu geben hatte. Die Lehrthätigkeit also; aber in welcher ihrer Formen? Drei derselben zu unterscheiden, nöthigt genaueres Denken darüber, wir nennen sie die Thätigkeit des Lehrers, des Professors, des Akademikers. Der Erstere hat die feststehenden Resultate der bisherigen Wissenschaft, das was Tradition darin geworden ist, und worauf als auf dem Festgestellten dann weiter gebaut werden soll, dem unreifen Geschlechte beizubringen. Der Zweite hat den studirenden Jüngling, indem er ihn in den Proceß des Wissens hineinzieht, dazu anzuleiten. Der Dritte theilt neue Entdeckungen oder Aussichten zu solchen, den wissenschaftlich bereits Gebildeten mit. Keiner dieser drei Formen der Lehrthätigkeit ist Fichte fremd geblieben: der Jüngling und junge Mann hat Kinder fremder, der reifere und ältere Mann dem Knaben des eignen Hauses Unterricht ertheilt. Vortrefflichen, wie dieser bezeugt. Darauf folgt die glänzende Zeit der Professur in Jena, in der auch die vollendetsten Werke veröffentlicht werden. Endlich in Preußen, ehe er an der Erlanger, endlich an der Berliner Universität wieder ein Auditorium studirender Jünglinge erhält, sammelt sich um ihn ein Kreis reiferer Männer, Gelehrte, Staatsmänner, Geschäftsleute, Officiere, die um ihn, ich möchte sagen eine freie Aka-

demie bilden, vor der über die gegenwärtige Zeit, über das selige Leben gelesen, und die Reden an die deutsche Nation gehalten wurden. Ob die Gewohnheit, vor einem solchen Publicum zu reden, seiner Wirksamkeit als Professor einer Universität förderlich, oder ob sie einer der Gründe gewesen ist, warum unter seinen Jenaer Zuhörern so viele, unter seinen Erlanger und Berliner Zuhörern so spärliche Namen auftauchen, die in der Philosophie einen guten Klang haben, wage ich nicht zu entscheiden, wohl aber berechtigt, ja nöthigt das bisher Gesagte, mit der größten Entschiedenheit zu behaupten: Weder als Lehrer noch als Akademiker konnte Fichte so Bedeutendes leisten, wie als Professor. Als Jenes nicht, denn des Lehrers Thätigkeit beschränkt sich auf die Anleitung zum historischen Wissen; aber auch als das Letztere nicht, denn das Mittel, die Fortschritte der Wissenschaft den Gelehrten, d. h. den schon Wissenden mitzutheilen, ist nicht die mündliche Rede, sondern die Schrift, das Buch. Fichte aber ist nicht Schriftsteller in dem Sinne, in welchem er selbst den Schriftsteller geschildert hat. Mit Ausnahme der Jugendschrift, durch die er sich bei Kant einführt, hat er eigentlich kein einziges wirkliches Buch geschrieben. Seine Bücher sind Reden, Vorträge; theils solche die wirklich gehalten wurden, theils,

wie er selbst sagt, solche, wo das Publicum dem sie bestimmt waren, nicht zusammenkam. Mit dem lesenden Publicum sich zu unterhalten, das, so erklärt er schon sehr früh, ekelt ihn an. Die Gelehrten aber, weil sie besonders durch Lesen pflegen gefördert zu werden, sind eben lesendes Publicum. So bleibt ihm also nur die Stellung deß, der vor Solchen die Wissende erst werden wollen, sein Bekenntniß ablegt, die des Gelehrten-Erziehers, die Professur, und wie hat er diese ausgefüllt! Nur für sie eigentlich arbeitet, ja lebt er. Fast zu jeder Wiederholung einer Vorlesung wird dieselbe ganz umgearbeitet, bis zum Ende seines Lebens kommen ganz neue hinzu zu den bisher gehaltenen; zuerst wird bei allen später, wenigstens bei denen die er selbst für die besten erklärt, der Vortrag wörtlich so gehalten wie er niedergeschrieben war. Bei anderen hat er auf die rhetorische Vollendung mehr Verzicht geleistet, sich dem Conversationston mehr angenähert, aber auch da werden die sorgfältigsten, genau gearbeiteten Entwürfe niedergeschrieben. Wahrlich, die Rechtschaffenheit die er im Studiren von seinen Zuhörern fordert, er hat sie im Dociren nicht verleugnet, und Einem der, wie er, ein ganzer Docent ist, dem mag es wohl vergeben werden, wenn er sich gewöhnt nur zu dociren, und dazwischen als Professor auftritt wo

man Anderes will, Conversation, Discussion. — Deutschland hat einen bahnbrechenden Philosophen gehabt, der seine Wirksamkeit der Universität ganz entzogen hat, nur für Gelehrte schrieb, also ganz Akademiker war, es ist Leibnitz. Es hat einen andern gehabt, der dies auch war, daneben aber auch ein glücklicher Docent, es ist Kant. Er aber hat die eigentlichen arcana seiner Wissenschaft nur in Büchern entwickelt, auf das Katheder hat er sie nicht gebracht; auch nachdem er die Kritik der Vernunft vollendet hat, bleiben seine philosophischen Vorlesungen ziemlich so, wie sie vorher gewesen waren. Dagegen unser Dritter, er den wir heute feiern, ist so vor Allem und ganz Universitätslehrer, daß rückhaltslos jeder Gedanke, der ihm aufgeht, auf dem Katheder ausgesprochen, in die gährenden Geister der Jugend gepflanzt wird, damit er dort aufgehe. Daß darum in der Hauptstadt unseres Königreichs derselbe, der als Sprecher der Akademie alljährlich Leibnitzs Gedächtniß erneuert, heute nicht für sie sondern für die Universität das Wort nimmt, das ziemt sich nicht nur darum, weil die Berliner Akademie es verschmäht hat, Fichte zum Mitgliede zu haben, dagegen die Berliner Universität ihn unter ihren größten Lehrern und ersten Rectoren zählt, sondern weil Fichte so sehr viel mehr Professor ist als Akademiker, so sehr

viel mehr Gelehrten-Erzieher als mittheilender und empfangender Genosse von Gelehrten. Weil der äußerliche Urheber der Wissenschaftslehre zugleich einer der anregendsten Professoren der Philosophie war, und weil er der Erste war, der die Wissenschaft auf dem Katheder und für das Katheder eroberte, deswegen hat unsere Universität, zu der nicht in dem Verhältniß gestanden hat wie zu Jena, Erlangen, Berlin, vorübergehend auch Königsberg, ja von der aus er mit die heftigsten Angriffe erfahren hat, dennoch es als ihre Pflicht und ihr Recht angesehn, seinen Tag als einen ihrer Ehrentage zu feiern, und hat, der hier in ihrem Namen spricht, sich dem ihm gewordenen ehrenvollen Auftrage willig unterzogen. Auch hier glaubt er dem Sinne der Auftraggeber zu entsprechen, wenn er beschämt die Bewunderung ausspricht, mit der wir zu dem Manne hinaufblicken, dessen angestrengte, seine ganze Zeit in Anspruch nehmende Arbeiten, von denen in seinen Briefen so oft die Rede ist, einzig und allein Vorarbeiten sind zu seinen Vorlesungen, der nie eine neue Idee für sich behielt weil sie zu gut für das Katheder und ein guter Gegenstand für ein Buch sey, der zwanzig Jahre lang über Wissenschaftslehre liest, und so wenig sich fesseln läßt durch das früher Niedergeschriebene, daß er vielmehr ungerecht da-

gegen wird, der es als sein letztes Werk ansieht und sein bestes, der Wissenschaftslehre für seine Zuhörer eine Klarheit zu geben, wie er deß bisher nicht fähig gewesen sey.

Wie aber? so höre ich Einen fragen, meinst du auch darin den Sinn deiner Auftraggeber getroffen zu haben, daß du den Mann der That wie Alle ihn nennen, in einen Mann nur der Rede und Lehre verwandeltest? daß du diesen thatkräftigsten und thatenreichsten aller deutschen Philosophen nur von seiner theoretischen Seite uns zeigtest? Ist nicht auch dies selbst wieder, wie du es nanntest, ein Zerrbild das du uns gegeben hast, da du aus einem Helden der Nation Einen machtest, der nur ein Katheder held ist? — Zu uns gehört wohl der Fragende nicht, das verräth sich durch den Spottnamen und das verächtliche Nur, und so könnte ich ihm antworten: wir haben nur zu preisen was der Gefeierte für uns ist, willst du hören was er anderen Kreisen war, so suche diese auf. Eine solche Antwort würde aber darauf verzichten, daß weil der Gefeierte der Unseren Einer, wir das Recht haben zu fordern, er solle, was er für uns ist, auch zuerst seyn und vor Allem, glücklicher Weise aber auch das, zu behaupten er sey es gewesen. Wir antworten darum, indem wir zugeben, daß Fichte der Mann der That ist, thatkräftiger

und thatenreicher als sonst Professoren zu seyn pflegen. Dies aber war er weil er so vor Allem, weil er so sehr viel mehr, als wir es leider zu seyn pflegen, Professor war; seine Vorlesungen und Reden, das sind seine Thaten. Ganz in seinem Sinne erklären auch wir das Handeln, das Praktisch seyn, für das Höchste, wir fügen aber hinzu: Fichte handelt und ist praktisch, wo er lehrt, ja nur wo er lehrt. Wir leugnen es nicht ab, daß er einst in einem ganz anderen Thatendrange schrieb: „Ich will der Welt durch Thaten bezahlen. Werde ich anstatt des unmittelbaren Thuns zum Reden verurtheilt, so u. s. w.," was doch offenbar die Wirksamkeit durch die Rede, als Nothbehelf unter das unmittelbare Thun stellt. Wer aber solche briefliche Aeußerungen als entscheidend ansehn wollte, müßte auch in den Kauf nehmen was in demselben Briefe steht, daß er für die Kanzel mehr passe als für das Katheder, oder auch was er eilf Jahre später schreibt, (Leben II, p. 401) seine eigentliche Stellung würde er als Akademiker in Petersburg haben. Hat ein Göthe sich so über sich selber getäuscht, daß er seine Farbenlehre über seine Dichterwerke stellt, und jenen, nicht diesen, die Unsterblichkeit weissagt, warum nicht auch Fichte, wenn er meint sein Reden sey weniger ein Handeln, weniger praktisch, als das unmittelbare Thun?

Daß er aber sich wirklich darin täuscht, das ist ihm aus dem zu beweisen, was ihm die höchste Autorität ist, aus seinen eignen Principien. Handeln, Praktisch seyn, ist, so lehrt er uns selbst: Causalität (Urheber) seyn, d. h. wirklich Etwas ausrichten. Fragen wir aber, wo hat Fichte etwas ausgerichtet, Nachhaltiges geleistet, so nur dort wo er Wissenschaft lehrt. Er hatte, wie wir sahen, das Gebiet derselben von dem Leben ganz geschieden. Die Kluft zwischen beiden so auszufüllen, daß man die Wissenschaft in das Leben einführe, nennt er Unsinn. Da die Wissenschaft nur mit dem zu thun hat, was seyn soll, mit Ideen, so ist jede Berücksichtigung des Lebens, d. h. dessen was ist, eine Verunreinigung der Philosophie, die ohne alle Rücksicht auf Ausführbarkeit nur das Ziel, das Ideale, darzustellen hat. Wohl aber hat das Leben ein Interesse daran, dem Idealen entgegen geführt zu werden und dies geschieht nach Fichte durch die, welche er, im Gegensatz zu den Gelehrten, die Geschäftsmänner nennt. Es sind die Drübenstehenden, die von den Hübenstehenden, den Wissenden, die Regeln ihres Thuns empfingen. Die Thätigkeit beider verhält sich, wie die der großen Baukünstler, die ihre Münster nnd Dome entwerfen, ganz ohne durch Rücksicht auf die zu Gebote stehenden Mittel sich ihren Plan zu verkümmern, und

es nun der Welt überlassen ob dieselbe sich, nicht sie, vermehren will indem sie dem Münster anstatt zweier nur einen Thurm gibt, oder den Dom Jahrhunderte lang auf ein kunstsinniges Geschlecht und einen kunstsinnigeren König warten läßt, ich sage: wie diese sich verhält zu der Thätigkeit derer, die den Bau ausführen, sey es nun indem sie Mittel herbeischaffen, sey es indem sie Steine behauen, sey es indem sie Karren schieben. Es kann vorkommen, daß der geniale Architect, sey es aus Mitleid mit dem Handlanger, sey es weil ihm die Sache zu langsam geht, selbst die Kelle ergreift oder sich an die Karre stellt. Besser er thut es nicht: Wichtigeres, was nur er machen kann, wird drüber versäumt; die ungewohnte Arbeit wird er schlechter machen als die Kärrner, und kann dadurch leicht das Ansehn bei ihnen verlieren, das nöthig ist, damit sie rührig arbeiten. Dies Alles hat der große Architect im Reiche des Gedankens, von dem wir sprechen, jedesmal erfahren, wo er den Handlangern ins Handwerk zu pfuschen, oder, um mit seinen eignen Worten zu sprechen, wo der Gelehrte den Geschäftsmann zu spielen, versuchte. Nicht nur nichts ausgerichtet hat er, sondern die Wirkung geschwächt, die er in seinem eigentlichen Berufe erreicht hatte, einer der tausend Beweise, daß theoretische Naturen praktisch nur sind wo sie

theoretisiren, wirkungslos aber, d. h. unpraktisch, wo sie wirken wollen und praktisch seyn. Denke man sich einen Zuhörer, der eben Fichte's markerschütterndes Wort vernahm: „wer einen einzigen lichten thatbegründenden Gedanken in der Menschheit einheimisch macht, thut dem Feinde mehr Schaden als wenn er hunderttausend Feinde erschlug, denn er verhindert Millionen seine Feinde zu werden," und dem während er diese Worte auf einsamem Gange erwägt, der große Meister des Worts selbst begegnet wie er, etwas abentheuerlich gerüstet, sich auf den Landsturm vorbereitet; wird dieser Anblick jenem erhabnen Worte Nachdruck geben? Wir fürchten eher das Gegentheil. Dies fürchten wir nur. Was wir aber gewiß wissen ist, daß es der erhebenden Wirkung des Grundgedankens der Reden an die deutsche Nation: die Jugend müsse erzogen werden zum Dienste und im Dienste der Wahrheit, nur zu sehr Abbruch thut wenn Fichte, statt als Theoretiker nur das Ziel zu bestimmen, anfängt — hübsch praktisch wie sie es nennen — zweckdienliche Mittel anzugeben und unter diesen auch Lügenkünste, mit denen man die im Dienste der Wahrheit zu erziehende Jugend soll glauben machen, was nicht wahr ist (W. W. Bd. 7. p. 423. 425.). Den Kärrnern mag es ein Fest seyn, wenn der Architect selbst

sich einmal besudelt, und ihnen darin gleich wird, und so mag es kommen, daß heute Mancher, der ganz voll ist von Fichte, auch dergleichen an ihm lobt, weil es zeige, daß er als praktischer Mann sich zu helfen wußte, und mag dabei, abermals in dem Gefühle der schon vorhin erwähnten Gleichheit und Genossenschaft mit ihm, der eignen Umtriebe und Pfiffigkeiten sich erinnern, ohne die der praktische, namentlich der politische, Mann nicht auskomme. Wir dagegen rechnen solche und viele andere Lobsprüche, die Fichte heute zu Theil werden, zu der Strafe dafür daß er vergaß, daß das in der Hexenküche vom böſen Geiste erwähnte Gesetz, ein Gesetz ist in jedem Geisterreiche: Der leitende Geist vermag nur zu lehren und anzuweisen, das Machen muß den untergeordneten Werkzeugen überlassen bleiben. Wir freun uns, daß er es nur selten vergessen hat, und immer wieder dorthin zurückgekehrt ist, wo er seine eigentliche Stärke hatte. An diese seine Stärke erinnern die Worte auf dem Obelisk der sein Grab schmückt, mit denen wir schließen: Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Halle,
Druck von Ed. Heynemann.

Von demselben Verfasser erschien und ist durch **J. Fricke** zu beziehen:

Grundriß der Psychologie. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig 1862. 16 Sgr.

Gebunden 19 Sgr.

Grundriß der Logik und Metaphysik, dritte verbesserte Auflage. Halle 1848. 1 Rt.

Psychologische Briefe. Zweite Auflage. Leipzig 1856. 2 Rt.

Ernste Spiele. Vorträge theils neu, theils längst vergessen. Berlin 1855. 1 Rt.

Die Wiedergeburt. Predigt. 1 Sgr.

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

uld be returned to
before the last date

nts a day is incurred
eyond the specified

romptly.